Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 34 (1966)
Heft: 11

Artikel: Brief aus Athen
Autor: Young, Philip
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-569972

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Brief aus Athen

Heute ist Alfreds Geburtstag.

Wie in jedem der vergangenen fünfzehn Jahre ist es mir gelungen, an diesem Tag allein zu sein. Die Kinder schlafen friedlich oben im Haus und meine Frau — ich konnte es ihr geschickt vorschlagen — ist zu Besuch bei ihren Eltern. Während die Sonne zögernd im langen Zwielicht des späten Oktobertags unterging, habe ich hier gesessen, geraucht und mir ein paar seiner Lieblingsstücke vorgespielt — eine Arie von Händel, einen Liederkreis von Beethoven. Durchs Fenster zieht ein leichter, leiser Wind vom See und lässt die dünnen Seidenvorhänge erzittern; die Gipfel der Schneeberge jenseits des Wassers atmen im zornigen Rot und Gold und Purpur eines leuchtenden Himmels.

Ich habe die Gedichte wieder gelesen, die Alfred während des Krieges schrieb. Die letzte Aufnahme, die ich von ihm machte — in seiner alten blauen Uniform — steht in ihrem schmalen Silberrahmen vor mir auf dem Tisch. Alles, was mir nun bei diesem herbstlichen Ritual noch zu tun übrig bleibt, ist die Briefe, gebündelt in der emaillierten Bronzedose, zu lesen. Im letzten Glanz des Lichts blitzen die Halbedelsteine, die in den Pfauenschwanz eingelassen sind, sie scheinen mir zu winken — fast mit hypnotischem Zwang lösen sie mich aus der Behaglichkeit meines Studierzimmers und führen mich zurück auf den Weg der vielen Jahre, die vergangen sind . . .

. . . Zurück zum Frühling des Jahres 1944, als ich mit meiner militärischen Einheit in Norddeutschland lag, an den Küsten der kalten Nordsee. Zu einem späten Aprilabend; mein Bursche war schon gegangen, als ich allein in dem kleinen Blockhaus sass, das mir als Offizier zugewiesen war und auf das Klopfen des Freundes an meiner Türe wartete. Ich trank ein Glas Wein und dachte an ihn — so voller Zartheit, so liebenswert lässig, zufrieden als einfacher Soldat seinen Dienst zu tun, während es mich selbst mit fast unbehaglichem Ehrgeiz immer weiter und höher trieb. Allerdings, es hatte seine Vorteile und nicht der geringste von ihnen war, dass ich eine eigene Unterkunft hatte, die abgeschlossen genug war, um meinen Freund aufzunehmen, so lange sein Urlaub währte.

Das Klopfen an meiner Tür kam so plötzlich, dass ich etwas Wein auf den Tisch verschüttete. Ich öffnete die Türe. Er stand gegen die Dunkelheit, der Feuerschein vom kleinen Kamin lag voll auf ihm — gross, locker, mit der leichten raubtierhaften Anmut junger Menschen, die frühe Sonnenbräune dunkel auf seiner jungen Haut, sein blondes Haar ein Aufruhr unbezähmbarer Locken eng um seine Haupt.

Ich griff nach seiner Hand und zog ihn an mich, während ich mit einem Fuss die Türe zuschob. Und dann der lange Augenblick ohne Worte, unsere Arme in enger Umschliessung. Endlich seufzte er leise und hob seinen Kopf von meiner Schulter.

«Zwei Wochen?» fragte ich und er nickte und lächelte und legte seinen Kopf wieder an meine Schulter, sodass ich den leisen männlichen Duft seines Haares erspürte . . .

Es waren zwei Wochen wolkenloser Tage für uns — oder doch beinahe so. Die Zeit verschmolz in eine einzige ungebrochene Harmonie. Während der ersten Tage nach seiner Ankunft lag Alfred stundenlang auf dem Divan, während ich meinem Dienst nachging. Er hatte Bücher zum Lesen, Zigaretten zum Rauchen, eine Flasche Wein neben sich, wenn er trinken wollte, und seine Schreibmappe in

greifbarer Nähe. Wenn ich abends vom Dienst zurückkam, schien er gelassen und glücklich — das heisst gelassen wurde er erst, nachdem die ersten Tage der Ruhe ihre Wirkung auf ihn gehabt hatten. Denn bei seiner Ankunft spürte ich seinen Nerven die Ueberanstrengung des Soldatenlebens im Kriege an — seine Stimmungen wechselten blitzschnell, von Leidenschaft und Zärtlichkeit hinüber zu einer fast völligen Abgeschlossenheit, und manchmal rauchte und trank er zu viel.

Oder hatte *alles* nur seine Ursache in den Gefahren seines soldatischen Lebens? Ich sagte es schon — es waren wolkenlose Tage und wir erspürten kaum einen Schatten, es sei denn ein einziger schmaler . . .

Ich hatte einen Teil meines eigenen Jahresurlaubs so nehmen können, dass wir seine letzte Woche gemeinsam verbringen konnten und überraschenderweise hatten wir ein paar Tage mit wunderbar warmem Wetter. Wir wanderten stundenlang an der Küste entlang, hoben kleine Muscheln auf oder stiessen mit unseren Stiefeln den Sand in Fontänen hoch. Wir fanden angeschwemmte Bretter, zogen uns die Uniformen aus und lagen nackt auf dem Treibholz.

Und als wir da lagen, kam der kleine Schatten — meine baldige Heirat. Ich war töricht, nehme ich an, aber dies Brennen innen in mir, der Ehrgeiz höher zu steigen, hatte mir gesagt, dass ein Offizier — um ein guter Offizier zu sein — verheiratet sein und Kinder haben müsse.

Er wandte sich mir seitlich zu, als wir auf dem Treibholz lagen und seine Lippen lächelten, aber in seine blauen Augen war das Lächeln nicht emporgestiegen. «Ja», sagte er, «du musst heiraten. Ein Mann wie du, stark und gesund, wie du bist, und mit deinen Instinkten, braucht eigene Kinder.» Es war schwer für ihn das zu sagen. Er verstand es, konnte es aber nicht teilen — jene Mischung der Anziehungskräfte, die mich zuerst zu ihm hinzogen und dann wieder zu der Frau, die ich heiraten würde.

Ich sah auf die kleine goldene Welle Haar, die von seiner Brust zu seinem Leib herablief. «Ja, so wird es wohl sein», sagte ich gedankenabwesend, denn ich überlegte, welche neuen Wege des Zusammenseins wir finden müssten, wenn ich erst einmal verheiratet war. Und ich überlegte, ob ein solcher Weg fair sein würde. Ich beugte mich vor und griff nach seinem Arm und seine Hand umschloss fest die meine und drückte sie sekundenlang fest gegen seinen Körper. «Das Wasser . . .» sagte er. Die hereinkommende Flut spielte schon um unsere Füsse und wir verliessen das Treibholz und wanderten langsam zur Küste zurück.

Als der Tag seines Abschieds kam, war mir elend zu Mut. Ich hasste die vertragene blaue Uniform, die er nun wieder anziehen musste, ich hasste den Krieg. Er schob sich seinen schweren Tornister über und hing sich das Gewehr um den Hals. An der Türe drehte er sich um, sah zurück und sagte: «Dieser Raum — er wird mir immer Heimat bedeuten, denn du hast ihn mir zur Heimat gemacht.» In diesem Augenblick erkannte ich, wie einsam er war und was ihm der Krieg alles angetan hatte und wie stark er den Schutz meiner Liebe brauchte und ich sah auch, wie aufrecht er allem entgegenging, was kommen würde.

Sein Zug war überfüllt. Er konnte sich grade noch hineinpressen und eng am Türfenster stehen. Als der Zug anfuhr, streckte er mir die Hand noch einmal zu letzter schneller Berührung hin. Es war ein schweigendes Lebewohl, aber wir waren überzeugt, dass es kein endgültiges war — eine Trennung des Augenblicks, in der schon die baldige bessere Zukunft beschlossen war.

*

Ich seufzte. Mein Zimmer war dunkel geworden und ich beugte mich vor, um die Lampe auf dem Schreibtisch anzuzünden. Was von ihm geblieben war, waren die Briefe; alles andere war verweht — das Lachen, der Handschlag, die Nähe seines schönen jungen Leibes — und wohin? Ich werde es wohl niemals erfahren, welche Rolle ich in seinem Sterben spielte, falls er überhaupt starb. Aber mein Gewissen gibt mir keinen Frieden.

Die Briefe in der Dose liegen in zeitlicher Ordnung. Ich bin wohl immer ordnungsliebend gewesen. Alfred lachte mich deswegen oft aus und später war es dann Lucille, die mich wegen meiner Ordnungskrankheit verspottete.

Der erste: eine Postkarte aus Berlin. «Ich verbrachte eine schlaflose Nacht in einem Luftschutzbunker. Wir hatten einen schweren Luftangriff.»

Der zweite: ein Brief, auf der Reise südlich durch Schlesien: «Auf den Gipfeln des Altvatergebirges liegt noch Schnee. Der Himmel ist wolkenlos und leuchtend blau. Die Birken am Wege glitzern weiss und schwarz in der Frühlingssonne. Hier müssen wir nach dem Kriege einmal eine grosse Wanderung machen.»

Der dritte, nach seiner Ankunft in der kleinen tschechischen Universitätsstadt, wo er die nächsten drei Monate in der Ausbildung sein würde. Beschreibungen, Wachestehen, Barackenleben, achtzig Mann in einem «Zimmer», die acht Kameraden seiner eigenen Gruppe.

.... und das erste Auftauchen des Namens von Paul in jenen letzten fünf Briefen aus der Tschechoslovakei. «Ich kann es dir gar nicht beschreiben», schrieb er einmal, «was es nach all diesen Jahren geistiger Einöde bedeutet, jemand kennen zu lernen, mit dem man wirklich reden kann, jemand, der noch ein Mensch ist, sogar nach all diesen Jahren trostlosen Soldatendaseins. Paul hat sich sein Urteil und seine Persönlichkeit erhalten, wir stimmen in den meisten Dingen überein. Wir haben einen kleinen tschechischen Gasthof entdeckt. Der Wirt spricht ein bisschen Deutsch und wenn er auch Deutschland hasst, gilt sein Hass doch nicht uns als Einzelmenschen. Hier sitzen Paul und ich an manchen dienstfreien Abenden. Der Schnaps ist gut — und billig.»

Er schrieb, dass sie sogar in der Oper gewesen waren, um «Die verkaufte Braut» auf Tschechisch zu hören. Offiziell war es den deutschen Soldaten verboten, die tschechische Oper zu besuchen, aber der Gastwirt hatte ihnen Plätze besorgt; und Alfred schrieb von den dunklen Wellen der Feindseligkeit, die ihnen entgegenschlugen, als sie das Opernhaus betraten, von dem restlosen Schweigen, in dem sie sich ihre Plätze suchten, als ob sie durch Flugsand wateten. «Aber am Schluss des herrlich gesungenen ersten Aktes klatschten wir so wild Beifall wie alle Menschen um uns herum. Das Eis war gebrochen; Gesichter wandten sich uns zu, man lächelte zu uns herüber — die Musik hatte sich wieder einmal als völkerversöhnend erwiesen.»

Wenn auch Pauls Name mehr und mehr in Alfreds Briefen auftauchte, war ich doch noch nicht eifersüchtig. Fast war ich dankbar, dass er jemand gefunden hatte, der ihm Freund geworden war. Als das Schlussexamen seiner Spezialausbildung herankam, bestand er es mit Auszeichnung. Und das hiess, dass er zu einer Einheit innerhalb Deutschlands versetzt werden würde. Das bedeutete ein grosses Glück und ich war erleichtert in dem Gedanken, dass er nicht ins feindliche Ausland gehen würde.

Aber dann, ja, dann kam der Anfang vom Ende. Er kam zu Alfred in der Form eines Dilemmas, vor dem er ratlos stand. Aber ich glaube, dass er ehrlich war, als er mir schrieb:

«Ich hätte dir nicht schreiben sollen, dass ich die Möglichkeit hatte, zu einer Einheit innerhalb Deutschlands versetzt zu werden. Aber als ich es dir schrieb, war ich so glücklich im Wissen, dass wir nicht vollständig getrennt sein würden, denn das war es ja, auf das ich gehofft hatte. Als ich später erfuhr, dass meine Kameraden auf den Balkan kommen würden, kam ich mir wie ein Verräter vor. Paul erzählte mir alles gestern abend im Gasthof und wir waren beide bedrückt. Ich glaube, dass wir erst in diesem Augenblick erkannten, wieviel uns unsere Freundschaft der letzten Monate bedeutet hatte.» (Wie kam es nur, dass an dieser Stelle meine Hand unweigerlich den dünnen Briefbogen zusammenpresste?)

Er schrieb weiter: «Ich musste leider erkennen, dass Paul der Gedanke an unsere Trennung nicht recht war. Ich schlief die ganze Nacht nicht. Auf der einen Seite die Aussicht auf eine ziemlich sichere Dienststellung in Deutschland — auf der anderen Seite meine Kameraden, die auf den Balkan versetzt wurden.»

Als er diese Worte an mich schrieb, konnte er selber wahrscheinlich den Grund nicht erkennen, der ihn dazu trieb, ebenfalls zum Balkan zu gehen, denn Liebe kann sogar den Selbsterhaltungstrieb ersterben lassen. Aber mir war der Grund klar, als ich fern von ihm seine Worte las, so klar, als ob er sie zu mir gesprochen hätte. Und wie oft sah ich viel, viel später ihn in der engen Umarmung des für mich gesichtslosen jungen Mannes, der Paul hiess . . .

Der Rest des Briefes betonte die Wahrheit dessen, was ich erkannt hatte und was Alfred noch nicht zu sehen vermochte. «Zürne mir nicht, wenn ich dir jetzt schreibe, dass ich mich freiwillig auf den Balkan gemeldet habe. Sie müssen mich für verrückt gehalten haben, als ich mich auf der Schreibstube meldete. Der alte Kompaniefeldwebel, ausnahmsweise einmal nüchtern, erinnerte mich an das alte Wort, dass man beim Militär nie selbst Schicksal spielen sollte. Aber ich liess mich nicht umstimmen. Die Freude meiner Kameraden war mir Lohn genug. Ich erzählte es Paul zuerst. Er sah wie vom Donner geschlagen aus, sodass ich lächeln musste und dann lächelte er auch. Er griff nach meinen Schultern und sagte, er würde sein Allerbestes tun, dass ich diesen Entschluss nie bereuen würde. Da wusste ich, dass ich richtig gehandelt hatte. Alles, was ich jetzt noch brauche, ist, dass du es mir bestätigst. Schreibe mir sofort. An Elisabeth in Wien. Wir machen in Wien Station.»

*

Der Wind war kühler geworden. Meine Hände zitterten, als ich mir eine Cigarette anzündete. Die Briefe aus Wien lagen vor mir, die Briefmarken verblasst und das Papier schon leicht vergilbt. Das goldene, sonnige Zwischenspiel in Wien. Die verzweifelten Hoffnungen und Sorgen des Krieges machten jede noch so kleine Flucht aus seiner Umklammerung umso kostbarer und hier — umhüllt und für den Augenblick beschützt wie von einer schillernden Seifenblase — ergab sich eine kurze Zeit, eine glückliche Zeit für Alfred und Paul. Und ich, der hier sass, hart bei der jetzt schönen, jetzt schmerzlichen Wiedererschaffung der Vergangenheit, sah sie als die glücklichen Gäste von Elisabeth.

Wie Alfred mich gebeten hatte, schrieb ich ihm sofort nach Wien. Und dann, einem plötzlichen Impuls folgend, sandte ich einen kurzen Brief an Paul. In ihm bat ich Paul auf Alfred achtzugeben, und machte ihn auf Alfreds beinahe sorglose Unbesonnenheit aufmerksam, die er hatte, wenn er sich Lebensgefahren gegenübersah. Pauls Antwort an mich war auch kurz. «Machen Sie sich keine Sorgen», schrieb er, «ich werde immer an Alfreds Seite sein, was auch die Zukunft bringen wird. Was ihm zustossen wird, wird auch mir zustossen.»

Aus Wien kamen fünf Briefe, jeder sehr ausführlich, einer aus jedem Tag, den sie bei Elisabeth wohnten. Ihr Begleitoffizier, der selber nichts gegen ein kurzes Zwischenspiel in Wien einzuwenden hatte, liess seine Leute nur zweimal am Tage zum Namensaufruf antreten, der Rest des Tages gehörte ihnen.

Elisabeth war eine alte Freundin von Alfred und mir. Sie wusste Bescheid über uns; sie verstand uns und wir waren uns ihrer Sympathie sicher. An jenem ersten Abend hatte sie Luftschutzdienst, deshalb fuhren Alfred und Paul nach Schönbrunn hinaus, um die Gärten im samtigen Abend zu sehen. Und wieder einmal hatten sie Glück. Als sie dort standen und durch die kunstvollen schmiedeeisernen Tore sahen, die bei Anbruch der Dunkelheit geschlossen wurden, kam ein altes Beschliesserpaar vorbei. Und da Alfred und Paul ja schliesslich zwei von «ihren» Jungen waren, erhielten sie Schlüssel. Alles, was sie tun mussten, war beim Verlassen der Gärten die Schlüssel in einen Briefkasten zu werfen.

So kam es, dass für zwei volle Stunden die wunderbaren Gärten von Schönbrunn ausschliesslich Alfred und Paul gehörten. Es war Vollmond. Er schien strahlend auf die Marmorfiguren und verwandelte das dunkle Gras in einen schwarzen und silbernen Teppich. Es war eine Nacht für Liebe und Liebende und in den zwei Stunden, während sie durch die Gärten wanderten, erkannten sie beide, dass ihre Freundschaft vorüber war, dass sie ein Durchgangsstadium gewesen war und dass sie jetzt auf dem Hochplateau der Liebe standen.

Sie sassen auf einer Bank, die hoch oben in den Gärten stand, und sahen hinab auf das kühle und verschleierte Licht, in dem das alte Schloss unter ihren Blicken lag. «Es ist immer noch so, wie es Canaletto vor 150 Jahren gemalt hat», sagte Alfred einmal. Und Pauls Arm legte sich auf seine Schulter. Im Mondlicht sahen sie sich an, schweigend und ohne Worte, glücklich, als die Erkenntnis gleichzeitig zu ihnen beiden kam.

Immer noch eingehüllt in dies beredte Schweigen fuhren sie zur Stadt zurück. Elisabeth hatte ihnen ihr eigenes Schlafzimmer überlassen, die Wände waren mit Büchern bedeckt und dunkel getäfelt. Sie standen und schauten auf die Bücher, tasteten nach den schönen Ledereinbänden und sprachen eine Weile miteinander — aus irgendeinem Grunde zögerten sie, sich zur Ruhe zu legen. Plötzlich waren sie scheu voreinander in der Erkenntnis ihrer gefundenen Liebe.

*

Zwei Briefe von Elisabeth gaben mir viele zusätzliche Einzelheiten. Sie war die einzige in unserem Freundeskreis, der es bestimmt war, Paul kennen zu lernen und — trotz allem — ich war froh, dass sie ihn schätzte. «Er ist gross und schlank und dunkel und ruhig», schrieb sie, «und hat genug Frieden in sich selbst für sie alle beide. Und ein wenig von dieser Ruhe scheint auf Alfred übergegangen zu sein. Er ist oft so nachdenklich, dass man es fast gar nicht wagt, ihn anzusprechen. Er hat mir viel von deiner bevorstehenden Heirat erzählt. Und dann plötzlich erscheint von Zeit zu Zeit wieder sein altes Ich; einmal nahm er mich in den Arm und küsste mich wie wild. Mama war ziemlich schockiert. Aber trotz allem scheint er mir ruhelos zu sein.»

Das Glück wollte den beiden in Wien wohl; sie hatten die Möglichkeit alles zu erleben, nach dem Alfred verlangte. Die Oper. Das Burgtheater. Alles Dinge, die ich in der Vergangenheit mit ihm geteilt hatte und die jetzt Paul mit ihm teilte. Und am Ende der fünf Tage brachte Elisabeth sie an den Zug. Sie machte ein paar Aufnahmen von den beiden — sie liegen vor mir hier auf dem Schreibtisch. In allen lächelt Alfred, aber Paul sieht ernst aus — ein sehr gut aussehender schlanker

Mann, dunkel und von fast italienischem Einschlag in der Weitflächigkeit seiner Gesichtszüge; schwere Augenbrauen und um den Mund spielt etwas, das fast wie leise Härte aussieht — oder es ist vielleicht auch nur Festigkeit. Seine breiten Schultern und die schlanken Hüften werden nicht einmal durch die schlecht sitzende Uniform verborgen; er hält sich bewusst aufrecht neben Alfreds entspannter Haltung.

Vier Briefe sind noch übrig. Zwei kamen aus einer kleinen rumänischen Stadt in der Nähe von Bukarest. Dort lag ihre soldatische Gruppe für eine kurze Zeit. Sie waren auf einem alten Bauernhof einquartiert. Es würde schwierig sein zu beweisen, dass diese beiden Briefe mitten in einem Weltkrieg geschrieben wurden, denn aus ihnen klingt Friede und Stille und eingebrachte Ernte. Sie könnten aus einer Idylle von Theokrit stammen. «Der Hof ist fast viereckig und umgeben von Scheuern und anderen Baulichkeiten. Am Morgen werden wir durch die goldenen Trompeten von sechs roten Hähnen geweckt. Der Wein ist wunderbar, aber ziemlich teuer. Wir schwimmen jeden Tag in einem kühlen grünen Fluss. Wir wandern durch die kleinen Waldungen und über die Landwege. Wir haben im Schatten des unsterblichen goldenen Korns geruht. Alles, was mit mir geschieht, alles, was ich weiss, ist, dass es gut ist. Sag ein Gebet für mich und bitte, dass unsere eigene Liebe erhalten bleiben möge . . .»

Ich sah auf die beiden letzten Briefumschläge. Es war kaum nötig, die Briefe herauszunehmen, denn ich kannte sie auswendig — jede eilige Verschlingung der Buchstaben, die hastige Bleistiftschrift. Im Nebenzimmer tickte die Uhr atemlos und eine schwere Last schien sich mir auf Schultern und Gedanken gelegt zu haben, als ich den Worten des ersten Briefes nachsann:

«Heute morgen kam der Regimentsbefehl, nach dem Paul und ich mit unseren Kameraden heute nachmittag mit dem Flugzeug nach Athen gehen werden. Wir werden einer kleinen Einheit zugeteilt, die in den griechischen Bergen kämpft. Mehr weiss ich noch nicht. Alles, was ich im Augenblick fühlen kann, ist eine strömende Erregung, dass ich nun doch die Akropolis sehen werde, das krönende Geschenk des Schicksals für mich. Wenn ich heute am späten Nachmittag zum ersten Mal auf die Stadt, den Tempel und das Meer hinabsehen werde, werde ich an dich denken und du wirst wissen, dass sich mein grösster Traum erfüllt hat.»

Und dann der letzte Brief. Obwohl ich ihn auswendig kenne, nahm ich ihn aus dem Umschlag und las:

«Es ist spät in der Nacht. Am frühen Abend hatten wir die Möglichkeit, die Akropolis zu sehen. An der Korenhalle des Erechtheions vorbei gingen wir zum Parthenon, das sich im purpurnen Sonnenuntergang gegen den dunklen Himmel erhob. Und ich sah in dem Tempel das Symbol meines ganzen Lebens und wusste, dass ich nach Hause gekommen war. Liebevoll lehnte ich meinen Kopf gegen eine Säule, die noch voller Sonnenwärme unter meiner Wange war. Ich berührte sie mit ungläubiger Dankbarkeit. Plötzlich warst *du* ganz nahe bei mir, Lieber, hier an der Stelle der Erde, die unserer Liebe den Namen gegeben hat. Wir waren beide sehr still, Paul und ich. Nur einmal sagte er ganz leise: «Ich wollte, es könnte noch jemand anders diesen Augenblick mit uns teilen», und wenn er auch deinen Namen nicht nannte, so füllten mich seine Worte doch mit Glück.

«Wir verlassen Athen morgen früh. Ich bin immer ehrlich mit dir gewesen, deshalb muss ich dir auch schreiben, das wir in jenen Teil des Landes kommen, in dem die Partisanenkämpfe am schwersten toben. Eine Zeitlang werden wohl keine Briefe kommen.

«Aber mach dir keine Sorgen. Seit heute nachmittag, als unter mir Griechenland auftauchte, habe ich meinen ganzen Glauben an das Leben zurückgewonnen. Und dass Paul heute abend an dich dachte, krönte alles. Was kann mir schon zustossen? *Du* lebst in mir und *er* ist an meiner Seite. Bin ich nicht unverwundbar?»

Ich liess den Brief auf den Tisch fallen und sah hinaus in die Nacht. Im dunklen Viereck des Fensters fiel ein einzelnes Blatt lautlos von einem Baum. In seinem ungleichmässigen Fallen fing es das Licht meiner Lampe auf, während es von einer Seite auf die andere schwankte. Und wie in jedem vergangenen Jahr, auch wenn es sinnlos geworden ist, hob ich die bronzene Briefdose, auf deren Deckel die Pfauenfedern schimmerten, in die Höhe und schüttelte sie leise. — In den ersten Jahren waren winzige Restchen Tabak herausgefallen und später noch ein Staubkorn oder zwei.

Aber in diesem Jahr, wie schon seit vielen vergangenen Jahren, liegt nun nichts mehr auf der dunkelgrünen Schreibunterlage.

Philip Young

(Das englische Original erschien im November 1959 im Kreis.

NEBEL

Der Tau meiner Augen
durchtränkt die kühle Erde Deines Grabes;
Hoffnungslosigkeit
zerfrisst den Stein der ewigen Ruhe.

Flehende Augen
schmelzen den Ton der Urne
im Tiegel der Zeit;
bittende Hände erstarren zur ewigen Klage.

Abschied — für immer?
Oh Sterblichkeit!
— Nebel der Unendlichkeit;
in der Ferne leuchtet Dein Grab.

Marcus Lassalle.